

LUCY-ANNE HOLMES

Wer braucht schon  
Schmetterlinge im Bauch?

### *Buch*

Jenny Taylor ist glücklich! Sie hat ihr Leben im Griff, mit Philippa die beste Freundin, die man sich wünschen kann, und ihr Freund, der hinreißende Matt, hat sie endlich um ihre Hand gebeten. In dieses Idyll platzt ausgerechnet Jennys Mutter. Die will feiern und trinken und shoppen, alles, nur bloß keine Hochzeit planen, denn dass das Konzept Ehe nicht funktioniert, musste sie gerade am eigenen Leib erfahren. So kommen beide nicht zusammen, Jenny braucht eine Mutter, die sich mit ihr freut und alles genau plant, ihre Mutter will eine Tochter, die mit ihr zusammen feiern geht.

Und dann benimmt sich auch noch Philippa total komisch. Sie, die noch nie ein großer Fan von Matt war und schon immer der Meinung, er sei der absolut Falsche für Jenny, ist vehement gegen die Hochzeit und hält damit auch nicht hinterm Berg. Stress pur! Einziger Lichtblick ist natürlich Matt. Und vielleicht auch noch der Typ aus der Apotheke, der, im Gegensatz zu Matt, Schmetterlinge im Bauch und weiche Knie auslöst ...

### *Autorin*

Lucy-Anne Holmes ist Schauspielerin und Autorin. Sie hat lange in London gelebt und wohnt derzeit in New York. *Wer braucht schon Schmetterlinge im Bauch* ist bereits ihr vierter Roman bei Blanvalet.

*Von Lucy-Anne Holmes bei Blanvalet lieferbar:*

Oh Happy Dates (37512) · Halb verliebt ist voll daneben (37828) ·  
Liebe lieber lebenslänglich (37879)

Lucy-Anne Holmes

Wer braucht schon  
Schmetterlinge  
im Bauch?

Roman

Aus dem Englischen  
von Claudia Geng

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel  
»Just a Girl Standing in Front of a Boy«  
bei Sphere, an imprint of Little, Brown Book Group, London



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*  
für dieses Buch liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage  
Deutsche Erstausgabe März 2014  
bei Blanvalet Verlag, einem Unternehmen der  
Verlagsgruppe Random House GmbH, München  
Copyright © 2014 by Lucy-Anne Holmes  
Copyright © 2014 für die deutsche Ausgabe  
by Blanvalet Verlag, in der Verlagsgruppe Random House, München  
Umschlaggestaltung: © Johannes Wiebel | punchdesign,  
unter Verwendung eines Motivs von  
© Getty Images/Datacraft/sozaijiten  
Redaktion: Margit von Cossart  
LH · Herstellung: sam  
Satz: DTP Service Apel, Hannover  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany  
ISBN: 978-3-442-38270-5

[www.blanvalet.de](http://www.blanvalet.de)

Für all die großartigen Frauen, die ich kenne,  
und für jene, die ich nicht kenne,  
und die alle mit den dunklen Tagen kämpfen ...



# I

Mein Name ist Jenny Taylor, aber jeder nennt mich Fanny. Ich gebe zu, es ist nicht ideal, Fanny genannt zu werden, aber es könnte schlimmer sein. »Es könnte schlimmer sein« ist mein Leitspruch. Ich brauche ihn oft. Mir lief das Glück nämlich nicht gerade nach. Nehmen wir zum Beispiel den Grund, wie ich zu dem Namen Fanny kam. Als ich noch zur Schule ging, entdeckten meine Mitschüler, dass mein richtiger Name, wenn man ihn sehr schnell hintereinander sagte, wie das englische Wort *genitalia* klang. Jahrelang bekam ich eine kreative Auswahl von Spitznamen verpasst, die sich von Genitalien ableiteten, aber Fanny war der Name, der schließlich hängen blieb – und er war nicht der schlimmste.

Also, mein Name ist Jenny Taylor oder Fanny, und sonst gibt es eigentlich nicht viel über mich zu sagen. Ich bin ein ziemlich unauffälliger Mensch. Würde ich an einer Wunderlampe reiben und ein lächelnder Dschinn würde erscheinen und mir einen Wunsch freistellen, würde meine Antwort nicht »Ruhm und Reichtum« lauten, nicht einmal »Weltfrieden«. Nein, ich würde sagen: »Hallo, Flaschengeist, könnte ich bitte einfach nur glücklich sein bis ans Ende meiner Tage?«

Diese Antwort zeugt nicht gerade von viel Ehrgeiz, oder? Aber Glücklichessein ist für mich wichtig. Und zwar deshalb, weil es einmal eine Zeit gab, in der ich ganz und gar nicht glücklich war.

Ich habe das, was man witzigerweise eine »depressive Vorgeschichte« nennt. So, jetzt ist es raus. Ich fühle mich immer ein bisschen wie eine Versagerin, wenn ich das zugebe. Obwohl ich mich bemühe, das Gefühl abzustellen. Statistisch gesehen ist jede vierte Frau von einer Depression betroffen. Ich frage mich, ob diese Frauen, wenn sie über ihre Krankheit sprechen, auch alle Panik davor haben, dass die Leute denken könnten: Boah! Die hat aber einen ziemlichen Dachschaten! Ich hoffe nicht. Philippa, meine beste Freundin, betrachtet meinen Vater als die Ursache für meine Depression, weil mein Vater mich HASST. Im Ernst, wann immer ich ihn sehe, sagt er mindestens ein Mal: Jenny, du bist so nutzlos. Im Prinzip hat er damit nicht unrecht, aber das ist wahrscheinlich nicht gerade der aufbauendste Kommentar, den man seiner Tochter gegenüber abgeben kann. Meine frühen Lebensjahre waren also kein Zuckerschlecken, und dann war auch noch meine erste Liebe ein ziemlich böser Reinfeld. Ich war in diesen Typen, Steve, bis über beide Ohren verliebt, obwohl er auf mich geschissen hat, und das aus gewaltiger Höhe. Aber das liegt nun schon viele, viele Jahre zurück.

Heute dreht sich bei mir alles um das Glücklichein. Das ist für mich so wichtig, dass ich sogar mein eigenes Glücksmanifest habe, das innen an meiner Zimmertür hängt. Es wurde von Philippa verfasst, kurz nachdem sie im Fernsehen eine Dokumentation über ein Glücksprojekt gesehen hatte. Sie hat im Prinzip die wesentlichen Punkte abgekupfert, die die Glücksforscher in der Sendung testeten.



## Das Lächelnde-Fanny-Manifest von Philippa Flemming

(Fanny, du musst UNBEDINGT jeden Tag diese Aufgaben erfüllen, oder ich werde all deine Klamotten verbrennen!)

- 1) Telefoniere mit einem Freund/einer Freundin. Das kann ruhig immer ich sein. Sag einfach: »Ich rufe an, um den ersten Punkt auf meiner Liste abzuhaken.« Und dann können wir über das Übliche quatschen: wie wir später einmal unsere Kinder nennen werden, unsere fünf Lieblingsbeläge auf Sandwiches, was du zu Robbie Williams sagen würdest, wenn du ihm zufällig auf der Straße begegnen würdest ...
- 2) Züchte etwas, also nicht jeden Tag etwas Neues, sondern lass einfach etwas gedeihen – zum Beispiel eine Pflanze! Alter Teesatz in einer Tasse zählt nicht!!!
- 3) Denke vor dem Einschlafen an das, was an diesem Tag gut war und wofür du dankbar bist. Ein Beispiel dafür, das mir zufällig und spontan einfällt, könnte »meine beste Freundin Philippa« sein!!!
- 4) Unterhalte dich mit jemandem von Angesicht zu Angesicht. Skype gilt nicht, du musst dafür schon das Haus verlassen. Ein simples »Schönes Wetter heute, nicht? Wissen Sie, was die für morgen vorhergesagt haben?« zu dem Mann im Eckladen reicht bereits.
- 5) Belohne dich selbst (das muss nicht zwingend Geld kosten – ein wohltuendes Bad in der Wanne, ein Abstecher in den Charity Shop, um diverse Sachen anzuprobieren, so was in der Art).
- 6) Lache – mein Favorit – siehe beiliegendes Geschenk!!!
- 7) Bewege dich (kann auch nur ein zehnminütiger Spaziergang um den Block sein).

- 8) Schenke einem Fremden ein Lächeln oder ein Hallo (es muss eine andere Person sein als in Punkt 4).
- 9) Vollbringe eine gute Tat – indem du entweder jemandem hilfst oder keine Mühen scheust, um zu jemandem nett zu sein.
- 10) Sieh nie mehr als zwei Stunden am Tag fern.

Es gibt zwei Dinge, die diese Liste über Philippa verrät: erstens, dass sie sich sklavisch an das Motto hält »Wozu einen Punkt setzen, wenn man stattdessen sechstausend Ausrufezeichen verwenden kann?«, und zweitens, dass sie die beste Freundin ist, die frau sich jemals, jemals, jemals (und so weiter) im Leben wünschen kann. Bei dem Geschenk, das sie erwähnt, handelte es sich um je eine Live-DVD meiner drei Lieblingscomedians.

Also, ich bin von dem Glücksmanifest begeistert. Es hält nicht nur die dunklen Tage in Schach, auch habe ich dadurch einige wunderbare/schreckliche/magische/höchst eigenwillige Menschen kennengelernt und bei zahlreichen Gelegenheiten wunderbare/schreckliche/magische/höchst eigenwillige Abenteuer erlebt. Der einzige Haken an dem Glücksmanifest ist, dass man jeden Tag zehn Dinge erledigen muss, was ziemlich anstrengend sein kann. Aus diesem Grund kann man mich regelmäßig dabei beobachten, dass ich um zwei Uhr morgens (nach sorgfältiger Überlegung haben Philippa und ich beschlossen, dass für das Glücksmanifest der Tag erst dann endet, wenn ich ins Bett gehe, statt um Mitternacht) wahllos fremde Leute angrinse und versuche, sie in ein Gespräch zu verwickeln, oder sie anflehe: »Bitte, kann ich Ihnen irgendwie helfen? Damit meine ich allerdings keine sexuellen Gefälligkeiten!«

Auf diese Weise habe ich Al, meinen Mitbewohner, ken-

nengelernt. Das war am Posh Nosh, einem Imbisswagen, der immer vor dem Tiddlies steht, Tiddlesburys einzigem Nachtclub. Arty, der Chef vom Posh Nosh, machte mir gerade Cheesy Chips and Beans, während ich ein Auge auf ihn hatte. Es ist nämlich sehr wichtig, dass zuerst das Salz und der Essig auf die Pommes kommen, dann die Bohnen und zu guter Letzt die Käsesoße. Jede andere Variante funktioniert nicht. Ich verhinderte also in aller Ruhe ein Cheesy-Chips-and-Beans-Desaster, als ich diesen seltsam aussehenden Typen wahrnahm, der plötzlich neben mir auftauchte. Er war ungefähr zwei Meter groß und hatte längere leuchtend rote Wuschelhaare, studierte die Speisekarte und rieb sich das Kinn.

»Kann ich dir bei deiner Entscheidung behilflich sein?«, fragte ich ihn vergnügt.

Ich klinge recht oft vergnügt, wenn ich andere frage, ob sie Hilfe benötigen, besonders in den frühen Morgenstunden. Das ist etwas, an dem ich arbeiten muss.

»Äh ...«, murmelte er.

»Hilfe, Arty, stopp, bitte zuerst die Bohnen«, keuchte ich erschrocken.

»Äh ...«, murmelte der seltsam aussehende Typ wieder.

»Du bestellst sowieso einen Lamm-Döner.«

»Bitte?«

»Männer nehmen immer den Lamm-Döner.«

»Was?«

»Zuerst starren sie eine Ewigkeit auf die Karte und bestellen dann immer den Lamm-Döner mit extra Knoblauchsoße.«

Arty, der gerade Käsesoße über meine Pommes träufelte, lächelte.

»Habe ich nicht recht?«

»Sie hat recht.«

»Kann ich bitte einen kleinen Klecks Barbecuesoße an der Seite haben zum Dippen?«, bat ich. Die Soße enttäuscht einen nie.

»Ich nehme einen Lamm-Döner.«

»Siehst du?«

»Ich glaube, den wollte ich eigentlich gar nicht. Du hast mir das eingeflüstert.«

»Das machen wir hier in Tiddlesbury öfter.«

»Bist du von hier?«

»Na ja, ich bin hier zur Schule gegangen. Aufgewachsen bin ich ein paar Kilometer weiter. Ich bin erst später hierhergezogen, als ich achtzehn war. Ich hatte die Wahl zwischen London, Edinburgh und Tiddlesbury. Und du?«

»Ich wohne seit heute hier.«

»Herzlich willkommen. Hast du vor, morgen die Sightseeing-Tour in dem offenen Doppeldeckerbus zu machen?«

»Es gibt hier eine ...?«

»Nein, das war ein Scherz.«

»Oh.«

»Aber meine Freundin Philippa und ich können dir die Stadt zeigen, falls du Lust hast.«

»Oh ... äh ... super, wirklich, wow, danke.«

Damit war die gute Tat für den kommenden Tag schon geklärt. Sauber.

»Ich würde dir Philippa ja gerne vorstellen, aber ...« Ich drehte den Kopf nach rechts, zu den Müllcontainern des Nachtclubs, hinter denen Philippa gerade mit dem Typen knutschte, der an der Heißecke im Supermarkt arbeitete. Philippa beendet den Abend gern mit einem kleinen Flirt. »... sie ist gerade beschäftigt.«

»Und du bist dir sicher, es macht euch nichts aus, mich herumzuführen?«

»Nein, ganz und gar nicht. Wir treffen uns morgen hier um fünf. Zieh dir bequeme Schuhe an und steck ein bisschen Geld ein. Wie heißt du eigentlich?«

»Al. Und du?«

»Jenny. Aber alle nennen mich Fanny. Willkommen in Tiddlesbury.«

»Danke.«

Und damit überließ ich ihn seinem Lamm-Döner. Ohne zu ahnen, dass ich fünf Tage später von Philippas Elternhaus zu Al ziehen würde, wo ich immer noch wohne. Genau in diesem Moment liege ich in meinem Bett und lausche dem Klappern und Scheppern von Al in der Küche. Er nennt das kochen. Er steht morgens recht häufig früher auf, um vor der Arbeit in der Küche herumzuwerkeln. Heute Morgen backt er einen Kuchen. Ich glaube, irgendeine extravagante Schokoladenkreation. Ein süßer Duft weht zu mir herüber, sodass mein Magen gurgelt und mein Mund sich mit Speichel füllt. Etwas, das nicht passiert, wenn Al am frühen Morgen Entenragout kocht.

Das Glücksmanifest prägt also bis heute zu einem großen Teil mein Leben. Tatsächlich fürchte ich mich vor dem Gedanken, wo ich ohne es wäre.

»Fan! Fanny, Fanny!« Al klopft an meine Tür.

»Komm rein«, rufe ich.

Al stößt die Tür weit auf und stürmt auf mein Bett zu. Er trägt seine Boxershorts mit den Acid-House-Smileys und seinen Frotteebademantel, an dem der Gürtel fehlt und der ihm knapp bis zu den Knien reicht, und er ist voller Mehlstaub. In der Hand hält er einen kleinen Teller, auf dem ein riesiges Stück Schokoladenkuchen liegt.

»Fanny, ich hab sie klargemacht.«

»Wen hast du klargemacht?«

»Nigellas Schokoladentorte«, informiert er mich stolz.

»Ach so, das war gerade missverständlich.«

»Iss!«, befiehlt er und legt den Teller auf meine Bettdecke.

Ich strahle. Falls es überhaupt ein frühes Anzeichen dafür gibt, dass der Tag ein Knaller wird, dann ist das Schokoladenkuchen zum Frühstück – und dann noch einer nach einem Rezept von Nigella Lawson, der berühmten Fernsehköchin. Ooh, ich muss es noch mal sagen. Schokolade. Ich liebe das Zeug.

Ich haue gierig rein. Al beobachtet mich, ein zufriedenes Lächeln auf den Lippen. Er mustert mich sehr genau. Ich höre auf zu kauen und sehe ihn misstrauisch an.

»Starrst du auf meinen Damenbart?«, frage ich.

»Deinen was?«

»Meinen Damenbart«, wiederhole ich und streiche betrübt über den pelzigen Flaum über meiner Oberlippe. Ich sehe zurzeit nichts anderes mehr, wenn ich in den Spiegel schaue.

»Fan, du hast keinen Damenbart.«

Gott, ich liebe Al. Er ist absolut und total süß. Obwohl er ziemlich riesig ist und unheimlich aussieht. Ernsthaft! Würde er einen nach Hause verfolgen, würde man sich vor Angst in die Hose machen. Ich muss in jener Nacht von allen guten Geistern verlassen gewesen sein, als ich ihn vor dem Imbisswagen ansprach. Abgesehen davon, dass Al der größte Mensch ist, dem ich jemals begegnet bin, und dass seine Haare an feuerrote Zuckerwatte erinnern, ist das einzig Auffällige an ihm ein bleibender Bluterguss auf der Stirn, weil er ständig mit dem Kopf gegen Deckenlampen und Türrahmen stößt. Er ist liebenswürdig, aufmerksam und treu wie ein Hündchen, aber er arbeitet in der Stadtverwaltung und neigt daher zum Jammern. Oh, und er ist übrigens bemerkenswert gut im Bett

für jemanden, der so tollpatschig ist. Das weiß ich aus erster Hand, weil ich einmal mit ihm geschlafen habe. Na schön, elfmal. Okay, vielleicht war es auch fünfzehnmal. Aber das war letztes Jahr während dieses unglaublichen Kälteeinbruchs, als unsere Heizung den Geist aufgab und ich seit einer Million Jahren keinen Sex mehr gehabt hatte, also kann man mir das kaum vorwerfen. Aber haltet mich jetzt bitte nicht für ein Flittchen. Ich habe nur mit drei Männern geschlafen, und ich bin siebenundzwanzig. Das ist eine Quelle der endlosen Enttäuschung.

»O Gott, der Kuchen ist der Hammer«, stöhne ich.

»Ich hätte nie gedacht, dass ich die Schokoladentorte klarmache«, säuselt Al.

»Bitte, ich krieg sonst dieses Bild nicht mehr aus dem Kopf.«

»Ich hätte nichts dagegen ...«

»Themawechsel«, sage ich mit erhobener Hand. »Okay, Al, also, ich brauche deine ehrliche Meinung. Siehst du, ich habe ihn blond gefärbt ...«

Al blickt mich verständnislos an.

»Meinen Damenbart«, fauche ich. »Findest du nicht, dass er jetzt noch übler aussieht? Wie ein goldenes Meer-schweinchen? Ich kann ihn aus dem Augenwinkel sehen.« Ich kneife ein Auge zu, während ich mit dem anderen nach unten schiele, und stülpe die Oberlippe vor, um mein Argument zu untermauern. »Ich weiß nicht, ob ich Enthaarungscreme oder Wachs benutzen soll oder was anderes. Das ist ein ...« Ich werde in meinen Überlegungen von meinem Handy unterbrochen, das auf dem Nachttisch liegt und klingelt. »Wohl ein Frühaufsteher«, sage ich und greife danach. Ich sehe die Nummer von zu Hause. »O nein, das ist mein Dad«, flüstere ich. In meiner Brust bildet sich auf der Stelle ein vertrauter harter Knoten.

Wow, mein frühmorgendliches Schokoladenhoch ist bereits zu Fall gebracht. Ich habe seit Wochen nicht mehr mit meinen Eltern gesprochen. Es kann sein, dass es schon über einen Monat her ist. Wir haben nicht gerade das beste Verhältnis. Es ist kompliziert, wie es so schön heißt.

»Hallo?«

»Jenny! Oh, oh, Liebes. Jenny, ich muss los, aber wir sehen uns später!«

Die Verbindung wird gekappt.

Es war gar nicht mein Vater. Es war meine Mutter. Und das wiederum ist sehr, sehr eigenartig.



## 2

»Ahhhhhh!« Ich brülle, als würde ich gerade eine sehr intime Enthaarung durchführen. »Ahhhhh!«

»Fan, muss ich mir Sorgen machen?«, schreit Al und hämmert an die Badtür.

»Nein, alles okay«, rufe ich aus der Dusche.

»Sicher?«

»Ja. Ich hatte heute Morgen nur schon ziemlich viel Zucker, und dann rief meine Mum an und sprach die gefürchteten Worte ›Wir sehen uns später‹. Ahhhhhh!«

»Verständlich, Fan, nur verständlich.«

Dies ist keine unübliche Reaktion auf einen potenziellen Besuch meiner Eltern. Ich versuche, sie so selten wie möglich zu Gesicht zu bekommen. Ich habe vor langer Zeit erkannt, dass es für mein seelisches Wohlbefinden besser ist, wenn ich sie nicht zu oft sehe. Ich habe genug davon, meinen Vater fragen zu hören: »Und, Jenny, hast du etwas erreicht, seit wir uns das letzte Mal gesehen haben? Hast du einen gefunden, der dich heiraten will? Nein? Und warum überrascht mich das nicht?« Das ist außerdem gesünder für meine Leber, weil ich normalerweise eine ganze Flasche Wein und eine sehr, sehr lustige DVD brauche, um mich von einer elterlichen Begutachtung zu erholen.

»Ahhhhh!«

Schreien in der Dusche ist sehr befreiend. Obwohl es für mich ungewöhnlich ist, dass ich das an einem Freitag

brauche. Ich liebe die Freitage, die Tage vor dem Wochenende. Freitags lächeln die Menschen immer, wozu sie an den anderen Werktagen eher nicht neigen. Aber das Beste ist eine Erfindung von Philippa namens Fashion Friday. Freitagmorgens um Punkt acht schicken Philippa und ich uns im Wechsel per SMS einen Dresscode für den Tag. Zuerst simsten wir so etwas wie »Blümchenlook« oder »Gothic«, aber im Laufe der Jahre wurden unsere Ideen immer extremer. Vergangene Woche lautete der Code »Verregneter Damentag in Ascot«, und in der Woche davor »Yogalehrerin mit Schwäche für tantrischen Sex«. Wir leben in einer Kleinstadt mitten in England, darum brauchen wir jede Aufregung, die wir kriegen können.

»Ahhhhh!«

Laut der Uhr im Bad ist es 7.57 Uhr. Das muss dann wohl mein letzter Schrei gewesen sein. Ich steige aus der Dusche und schlüpfte in meinen Bademantel, um anschließend meine erste tägliche Aufgabe des Glücksmanifestes zu verrichten. Ich gieße Matilda, meine Topfpflanze.

»Morgen, Hübsche«, sage ich.

Es gibt eine Untersuchung, die gezeigt hat, dass das Wachstum von Pflanzen unterstützt wird, wenn man mit ihnen spricht, und wenn ihr mich fragt, dann ist da etwas dran, weil Matilda praktisch die Größe einer ausgewachsenen Kuh hat. Früher hatte sie ihren Platz im Wohnzimmer, bis sie nirgendwo mehr stehen konnte, ohne eine Tür oder die Sicht auf den Fernseher zu blockieren. Also residiert sie nun im Bad. Wir mussten die Kommode heraussstellen, um Matilda dort unterzubringen, was allerdings schade war. Da von der guten, alten Matilda gesprächstechnisch nicht viel zurückkommt, übertreibe ich es nicht, sondern begnüge mich immer mit einer knappen Aufmun-

terung. Würde jemand mit mir am Tag nur zwei Worte reden, wäre ich zufrieden mit »Morgen, Hübsche«.

Ich gehe in mein Zimmer zurück. Dort setze ich mich auf das Bett, lege mein Handy in den Schoß und warte auf den Code für den Fashion Friday. Ich greife nach meinem Buch, um noch kurz darin zu schmökern, bevor Philippas Anweisung kommt. Der Roman, den ich gerade lese, ist genial. Er handelt von einer Dreißigjährigen namens Rosie, die ihre eigene Radioshow zur Hauptsendezeit hat; ja, Rosie ist ziemlich cool, obwohl ihr am Mikrofon immer wieder versehentlich beleidigende Kommentare herausrutschen, weshalb ich mir ein bisschen Sorgen um ihren Job mache und eigentlich auch um ihre Beziehung. Sie ist mit diesem süßen Soap-Darsteller liiert, aber sie verbockt die Sache aus ihrem verzweifelten Wunsch heraus, dass er um ihre Hand anhält.

Eigentlich fällt es mir jedes Mal schwer, das Buch zur Seite zu legen, aber heute Morgen, bevor ich überhaupt anfangen, in die Geschichte einzutauchen, schaue ich aus dem Fenster und stöhne auf. Habe ich geschwitzt, dass meine Eltern heute kommen wollten? Nein. Ganz bestimmt nicht. Das weiß ich, weil Matt, mein Freund, heute Abend irgendetwas Besonderes mit mir vorhat und ich mich definitiv nicht doppelt verabredet hätte. Ich stöhne wieder. Dass meine Mutter angerufen hat, ist wirklich eigenartig. Meine Mutter greift sonst nie zum Hörer. Mein Vater reagierte früher nämlich immer sehr komisch, wenn sie telefonierte. Es widerstrebte ihm, dass sie Anrufe entgegennahm. Er überprüfte grundsätzlich jeden Einzelbindungsnachweis und fragte sie dann über ihre Telefonate aus. Als Folge davon hörte sie auf zu telefonieren. Was erklärt, dass ihr Anruf vorhin so außergewöhnlich war. Wir sehen uns später, sagte sie definitiv.

Ich habe nichts dagegen, meine Mutter nachher zu treffen. Sie ist nicht annähernd so schrecklich wie mein Vater. Im Großen und Ganzen sind meine Mutter und ich gut miteinander ausgekommen, als ich noch zu Hause wohnte, obwohl wir uns nicht mehr so nahestehen, seit ich ausgezogen bin. Trotzdem habe ich an sie ein paar schöne Erinnerungen aus meiner Kindheit. Sie hat ihr Bestes versucht, um mich gegen meinen Vater zu verteidigen, sie bereitete das beste Brathähnchen und den besten Shepherd's Pie zu, und donnerstagabends, wenn Dad Squash spielen war und wir den Fernseher für uns allein hatten, saßen wir gemeinsam davor und kringelten uns über *Only Fools and Horses*.

Aber mein Vater kann es nicht leiden, dass meine Mutter ohne ihn irgendwohin geht, also heißt das, wenn ich sie heute sehen werde, wird er garantiert dabei sein.

Mein Handy vibriert, Philippas SMS kommt. Ich halte die Luft an wie immer. Es ist acht Uhr, der Dresscode für heute.

*Der Fashion-Friday-Code dieser Woche ... Kantinenfrauen!*

Das ist eine Verarsche. Zumindest hoffe ich das. Philippa ist sauer, weil ich heute Abend mit Matt ausgehe. Normalerweise trifft Matt sich freitagabends mit seinen Arbeitskollegen beim Inder zum Biertrinken und Curryessen, weshalb Philippa und ich dann immer zusammen auf die Piste gehen. Es kann nicht sein, dass Philippa will, dass ich zu meinem heißen Date heute Abend als Kantinefrau verkleidet erscheine. Sie muss sich ja auch so anziehen, und sie will selbst ausgehen, zu unserer Lieblingsveranstaltung im Klub, der Flying-Hirsch-Night. Definitiv wird sie jemanden abschleppen wollen, aber in der Aufmachung als Kantinefrau dürfte das sogar ihr schwerfal-

len. Man könnte sie für die Putzfrau halten und sie bitten, die Sauerei in der Toilette zu beseitigen. Ich behalte das Handy in der Hand und warte auf den nächsten glamouröseren Vorschlag. Ah, da ist er schon.

*Verarscht! Der Fashion-Friday-Code diese Woche ... The Child of Destiny!! Xxx*

Ich simse rasch zurück.

*Hübsch! Xxx*

»The Child of Destiny« ist unsere Bezeichnung für die hochverehrte Frauenband Destiny's Child. Philippa und ich sind große Fans der Gruppe, schon seit der Schule.

Ich hüpfte vom Bett und lasse den Blick durch mein Zimmer schweifen in der Hoffnung auf Inspiration. Ich liebe mein Zimmer, obwohl es bis zu einem wahrscheinlich schmerzhaften Punkt vollgestopft ist mit Secondhandware, den Rest habe ich geschenkt bekommen, nur ein paar besondere Einzelstücke sind in richtigen Läden oder im Internet neu gekauft. Meine Klamotten sind im ganzen Raum nach Farben sortiert verteilt, was einen schönen psychedelischen Regenbogeneffekt ergibt. Die Wände dahinter sind blassrosafarben tapeziert, aber das weiß nur ich.

Gestern Abend habe ich aufgeräumt. Das mache ich donnerstags immer, weil ich jeden Freitagmorgen auf die Schnelle ein Outfit zusammenstellen muss, damit ich pünktlich um Viertel vor neun auf der Arbeit bin. So wie im Moment. Ich stehe bereits in der silbernen Ecke und habe ein paar Sachen auf das Bett geworfen. Es mag extrem sein, dass ich so viele Klamotten besitze. Aber ich habe Gesellschaft im Reich der Extreme, denn Philippa ist genauso. Das ist der Grund, warum wir den Fashion Friday eingeführt haben – wir wollen unsere ausgefalleneren Errungenschaften lüften, ohne auf, sagen wir, einen be-

sonderen Anlass warten zu müssen oder auf eine Kostüm-party.

Das dritte Kleid, das ich anprobiere, ist es. Ein langärmeliges Minikleid im Metalliclook. Der Rock ist eng und das Oberteil etwas weiter, was ideal ist, weil ich in einer Arztpraxis arbeite und die Leute hauptsächlich meine obere Hälfte zu sehen bekommen – ich sitze am Empfang. Vor dem Spiegel betrachte ich mich, dann stoße ich ein Seufzen aus. An manchen Tagen ist es einfach hart, in den Spiegel zu blicken. Dieser ist offenbar einer davon. Der Gedanke an meinen Vater bewirkt immer, dass meine Augenlider und meine Mundwinkel hängen, die Kombination, die nicht gerade das hübscheste Gesicht ergibt.

»Komm schon, JT, es könnte schlimmer sein«, sage ich zu meinem Spiegelbild und ringe mir ein kleines Lächeln ab. »Schon besser.«

Ich möchte nicht von meinem Aussehen deprimiert sein. Ich werde dieses Gesicht mein ganzes Leben lang haben, da kann ich genauso gut Frieden mit ihm schließen. Außerdem sehe ich definitiv viel besser aus als früher. Als ich ein Kind war, sagten die Leute immer, ich würde komisch aussehen. Sie hatten nicht unrecht. Ich habe Fotos, die das beweisen. Ich hatte früher abstehende Ohren, einen riesigen Mund und Gliedmaßen, die ich nicht richtig unter Kontrolle hatte, was bedeutete, dass ich ständig mit Menschen und Gegenständen zusammenstieß, etwas, das meinen Vater auf die Palme brachte. Heute habe ich keine Ähnlichkeit mehr mit dem Mädchen von damals. Seit Jahren hat niemand mehr mein Aussehen als komisch bezeichnet, jedenfalls nicht mein Gesicht. Obwohl, wenn man das früher oft zu hören bekam, wird man dieses Gefühl nie ganz los, um ehrlich zu sein. Vielleicht ist das der Grund für meinen Kleiderfimmel. Und für meine gefärb-

ten Haare, denn das ist auch so ein Tick von mir. Vielleicht färbe ich nur, um die Tatsache zu verschleiern, dass ich unter der ganzen Verpackung eine seltsam aussehende, schlaksige junge Frau bin, die sich die Ohren anlegen ließ. Wer weiß! Der Gedanke ist ein bisschen makaber.

Also weiter. Meine Naturhaarfarbe ist Mausbraun, oder jedenfalls war sie das, als ich sie zum letzten Mal sah, vor sieben Jahren. Zurzeit trage ich einen himbeerroten Fünfzigerjahrebob mit kurzem Pony. Ich habe erfreulicherweise schlanke Beine, aber unerfreulicherweise keine nennenswerte Taille. Eine meiner kleinen Brüste ist deutlich größer als die andere, außerdem habe ich braune Augen. Mein Mund ist zwar immer noch groß, aber das stört mich eigentlich nicht mehr. Manchmal bekomme ich von anderen gesagt, dass sie mein reizendes Lächeln lieben, was ich sehr gern höre. Nein, ich habe kein Problem mit meinem Mund, er ist nützlich zum Reden und auch zum Essen, zwei Dinge, die ich häufig mache, und er ist auch noch für andere Sachen nützlich, die ich auch recht häufig mache, seit ich einen Freund habe, wenn ihr versteht, was ich meine. Und da mein Matt ein schöner Mann ist, kann ich wohl nicht allzu hässlich sein. Glückliche Zeiten.

Beziehungswise dieser Tag könnte sich zumindest wie ein Glückstag anfühlen, wenn ich nicht den dumpfen Verdacht hätte, dass meine Eltern mich mit einem Besuch überraschen wollen. Und wenn ich eines weiß, dann, dass mein Vater von meinem Minikleid sicher nicht angetan sein wird und mir in leidenschaftlicher Ausführlichkeit erklären wird, warum nicht.

Ahhhhhhh!

Hör auf, an deinen Dad zu denken, Jenny. Denk an deinen Freund. Das ist viel schöner.

### 3

Ich weiß nicht, ob es daran liegt, dass ich übersensibel bin, aber ich habe den Eindruck, dass die Leute oft überrascht sind, wenn sie erfahren, dass ich einen Freund habe. Ihr Erstaunen könnte nicht größer sein als meins. Mein Freund heißt Matthew Parry. Jenny Parry. Jenny Parry. Nicht dass Matt um meine Hand angehalten hätte. Aber die Beziehung geht nun schon seit einem Jahr, deshalb kann man nie wissen. Jenny Parry. Keinerlei genitale Assoziationen. Ein Umstand, der mich immer wieder zum Lächeln bringt. Matt ist eins achtundachtzig groß und dunkelblond. Er geht regelmäßig ins Fitnessstudio und hat muskulöse Arme. Und er ist ehrgeizig. Genau, ehrgeizig. Er arbeitet für ein großes Finanzunternehmen und wird als Vorstandsmitglied gehandelt. Ich weiß! Und er gehört mir. Allerdings hat er vor Kurzem angefangen, Golf zu spielen, was beweist, dass man nicht alles haben kann.

Würde es das Fanny-Manifest nicht geben, wären Matt und ich uns nie begegnet. Obwohl diese Begegnung nicht das war, was man als romantisches Kennenlernen bezeichnen würde. Es sei allen verziehen, die die leidenschaftliche sexuelle Anziehungskraft zwischen uns beiden nicht wahrnahmen, denn schließlich hat Matt gedroht, wegen mir die Polizei zu rufen.

Ich sollte vorher erklären, dass Punkt neun des Glücksmanifestes, obwohl dies zweifellos der Punkt ist, der am meisten Spaß in mein Leben bringt, zugleich die mit Ab-



stand nervigste Aufgabe auf der Liste beinhaltet. Es gibt 365 Tage im Jahr. Ich befolge diese Regeln seit über sechs Jahren. Ich habe also mehr als zweitausend gute Taten vollbracht. *Mehr als zweitausend gute Taten*. Tagein, tagaus, ohne Pause, muss ich nach einer Möglichkeit suchen, um jemand anderem zu helfen. Darum habe ich in meiner Handtasche immer einen Vorrat an hübschen Notizkarten, sodass ich bei passender Gelegenheit eine freundliche, anonyme Botschaft für einen Fremden schreiben kann. Ich liebe es, Botschaften zu verteilen. Mich begeistert die Vorstellung, dass eine leicht unsicher wirkende junge Frau nach Hause kommt und in ihrer Tasche ein Kärtchen findet, auf dem steht, dass sie heute Abend in diesem pinkfarbenen Pullover klasse aussah und dass alle Männer sich zweimal nach ihr umdrehten und alle Frauen sich wünschten, so gut rüberzukommen wie sie. In letzter Zeit haben Philippa und ich sogar versucht, mithilfe unserer Botschaften Leute miteinander zu verkuppeln.

Egal, zurück zu der ersten Begegnung von Matt und mir. Das war an einem Freitagabend, und entgegen seiner üblichen Gepflogenheiten war Matt nicht mit seinen Arbeitskollegen ein Bier trinken und ein Curry essen, sondern besuchte einen Pub in Nunstone. Nunstone ist eine Kleinstadt ungefähr zehn Kilometer von uns entfernt, die eine unheimliche Ähnlichkeit mit Tiddlesbury aufweist. Wie Tiddlesbury hat sie ... eine Kirche, in die keiner geht, eine Arztpraxis, in die jeder geht, sechs Immobilienbüros, die alle nebeneinanderliegen, ein unterschwelliges Drogenproblem, nicht weniger als fünf Charity Shops, sieben Pubs, von denen drei Thai Food anbieten, einen Kebab-Laden, der sich türkisches Restaurant nennt und einen Nachtclub, in dem mal einer abgestochen wurde.

Philippa und ich fahren jeden ersten Freitagabend im

Monat nach Nunstone, so wie sie das auch heute vorhat, weil der Nachtclub dort, der Ursünde heißt, dann die sogenannte Flying-Hirsch-Night veranstaltet, in der der Flying Hirsch zum halben Preis angeboten wird. Philippa und ich lieben den Flying Hirsch. Ein Shot Jägermeister in einem Longdrinkglas Red Bull ist das perfekte Nachtclubgetränk. Es trinkt sich schnell, was bedeutet, dass man auf der Tanzfläche beide Hände frei hat, und man nimmt nicht zu viel Flüssigkeit in sich auf und kommt so seltener in die Verlegenheit, die grauenhaften Toiletten in der Ursünde benutzen zu müssen. Außerdem bekommt man davon keine Fahne beziehungsweise fühlt sich am nächsten Morgen nicht, als wäre einem ein Schwertransporter auf den Kopf gekracht, wie das bei Wein der Fall ist. Aber ich schweife ab, das liegt an dem Flying Hirsch. Zurück zu der eigentlichen Geschichte.

Philippa und ich waren also in Nunstone und stimmten uns mit einem Drink in dem führenden (führend, weil es das einzige ist) Kneipenrestaurant vor Ort ein, bevor wir zur Flying-Hirsch-Night weiterzogen. Weil Freitag war, traten wir als Stewardessen einer Billigfluglinie auf, was hauptsächlich damit zusammenhing, dass wir in einem Charity Shop zwei identische Jacken im Military-Stil entdeckt hatten und dachten, dass wir, wenn wir diese mit Minirock, High Heels und viel Jägermeister kombinierten, bei den Typen Eindruck machen könnten.

Da saßen wir also nun in Nunstones führendem Kneipenrestaurant, gekleidet wie Stewardessen, und hielten im Raum nach einer geeigneten Person Ausschau, der wir eine wohlmeinende Botschaft zukommen lassen konnten.

»Da!«, zischte Philippa und beugte sich mit ausgestrecktem Zeigefinger über den Tisch, um auf meinen Arm zu

tippen, bevor sie mit demselben Finger meine Aufmerksamkeit auf eine hübsche junge Frau lenkte, der ein attraktiver dunkelblonder Mann gegenüber saß.

»Oh.« Ich seufzte. »Oh, das arme Ding.«

Die junge Frau war ungefähr in unserem Alter und trug ein niedliches Blümchenkleid. Sie war außergewöhnlich hübsch, hatte eine makellose Haut wie Samt. Ihre kastanienbraune Lockenmähne war allem Anschein nach echt. Dennoch beneidete ich sie nicht einmal um ihre Naturwelle, weil die Arme einen kreuzunglücklichen Eindruck machte. Sie erinnerte mich an mich selbst vor dem Glücksmanifest. Ich schauderte kurz bei dem Gedanken an mein verängstigtes achtzehnjähriges Ich, das sich in Philippas Gästezimmer die Augen ausheulte und sich weigerte, das Haus zu verlassen.

»Philippa, du weißt, dass du jeden Abend mein erster Lichtblick bist?«

»Ja.«

»Cool.«

»Also, was schreiben wir ihr?«

»Vielleicht sollte ich ihr das Manifest aufschreiben.«

»Gute Idee«, erwiderte Philippa mit einem Lächeln.

»Ich erteile dir hiermit das Copyright.«

»Vielen Dank.«

Also kramte ich in meiner Handtasche – ich nenne sie eine Handtasche, obwohl »Reisetasche« wahrscheinlich angemessener wäre. Ein Nebeneffekt von Punkt neun des Glücksmanifestes sind die Unmengen von Zeug, das ich ständig mit mir herumschleppe, weil es nützlich sein könnte, anderen Leuten zu helfen (manche würden Müll dazu sagen). Ich verlasse das Haus nie ohne Schmerztabletten, Pflaster, Umgebungskarte, Kugelschreiber, zwei Mac-in-a-sack-Regenjacken, Süßigkeiten, Minzpastillen,

Kaugummi, Flaschenöffner und, wie schon erwähnt, mein Herzstück, eine Auswahl hübscher Notizkarten. Ich zog eine davon heraus, die ich seit Monaten mit mir herumtrug, und schrieb meine Botschaft darauf.

*Hallo, du machst keinen besonders glücklichen Eindruck, und ich hoffe, du bist nicht beleidigt, aber Untenstehendes könnte dir helfen. Meine beste Freundin hat es für mich geschrieben, als ich total down war – ein Glücksmanifest. Ich erfülle die Aufgaben nun schon seit vielen Jahren jeden Tag, und es hat mir wirklich geholfen. Wenn du nichts damit anfangen kannst, gib es jemandem, der es gebrauchen kann.*

Es gelang mir dann irgendwie, alle zehn Punkte darunterzuquetschen. Zum Schluss wurde meine Schrift immer winziger, sodass man sie wahrscheinlich nur noch mit einem Mikroskop entziffern konnte. Egal, jedenfalls bekam ich alles auf die Karte, ob man es nun lesen konnte oder nicht.

Philippa und ich tranken aus und brachen auf. Wir mussten uns beeilen, um noch ohne Eintritt in den Klub zu kommen. Es war nicht nötig, den nächsten Part abzusprechen, weil wir nach all den Jahren perfekt aufeinander eingespielt waren. Philippa stand auf und ging zu dem Tisch hinüber, an dem die hübsche Frau mit ihrem Freund saß. Ich folgte ihr. Ich sah, dass die Handtasche der Fremden (natürlich auch eine Reisetasche) vorne auf der Sitzbank neben ihr lag, offen und darauf wartend, dass ich die Botschaft hineingleiten ließ. Ein Kinderspiel.

»Bin ich jetzt blöd?«, sagte Philippa, während ich mich von hinten an die Handtasche heranpirschte. »Ich kann die Damentoilette nicht finden.«

»Oh«, begann die unglückliche junge Frau.

Ich ließ die Karte in ihre Handtasche fallen. Das ging wie geschmiert.

»He! He!«, rief ihr blonder Begleiter und sprang auf.  
»Was macht ihr da an ihrer Handtasche?«

Er forderte uns heraus. Philippa und ich starrten ihn an, mit offenem Mund. Wir waren bisher noch nie erwischt worden. Ich konnte nicht umhin, beeindruckt zu sein, und ertappte mich bei dem Gedanken, wie nett es doch wäre, jemanden zu haben, der so gut auf mich aufpasste. Einen Flügelmann. Sicher, ich hatte eine Flügelfrau. Ich hatte mit Philippa die beste Flügelfrau der Welt. Aber als dieser schöne Mensch aufsprang, spürte ich unwillkürlich Sehnsucht nach einem Mann, der auf mich aufpasste und mich beschützte. Damals überkam mich oft diese Sehnsucht. Ich nehme an, ich sehnte mich nach Liebe. Er ist galant, dachte ich, und mir wurde bewusst, dass »galant« ein Wort war, das nicht mehr oft benutzt wurde. Jedenfalls nicht in Nunstone.

»Die Frage ›Wo ist hier das Klo?‹ ist das älteste Ablenkungsmanöver der Welt. Diebe!«, rief er. »Diebe! Ich werde die Polizei rufen!«

Nun möchte ich an dieser Stelle gern sagen, dass nicht ich mit dem Lachen angefangen habe, sondern Philippa. Sie fängt immer als Erste damit an. Das war schon damals in der Schule so, wenn wir zum Beispiel in das Büro des Direktors zitiert wurden, weil wir einen Tumult verursacht hatten (einmal haben wir versucht, Oregano zu rauchen, und dabei den Feueralarm ausgelöst). Während wir uns also kleinlaut unseren Anschiss abholten, nahm ich aus dem Augenwinkel wahr, dass Philippa plötzlich still zu beben begann. Unkontrolliertem Lachen geht immer ein stilles Beben voraus, und wenn es einmal anfängt, dauert es im

Allgemeinen ungefähr viereinhalb Sekunden, bis ich auch lachen muss. Ich bin dann nicht fähig, ernst zu bleiben.

»Schau nach, ob was fehlt! Check deine Handtasche!«, forderte der Blonde seine Begleiterin auf und trat ungeduldig von einem Bein auf das andere. »Ich dachte immer, Stewardessen würden gut bezahlt!«

Die viereinhalb Sekunden waren um. Philippa fing an zu prusten. Ich musste mich setzen, weil der Lachanfall so heftig war. Ein Barman kam zu uns herüber. Die junge Frau nahm die Karte und starrte blinzelnd auf unsere Botschaft.

»Schon gut, Matt, sie haben mir nichts gestohlen. Sie haben mir nur eine Karte zugesteckt. Lass uns gehen.«

»Eine Karte?«

»Ja.«

»Was steht drauf?«

»Nur ein Kompliment über mein Kleid.«

Der Blonde schüttelte den Kopf, als hätte er noch nie so etwas Lächerliches gehört. Die hübsche Frau lächelte beinahe, aber nicht ganz. Philippa und ich nickten uns zu und machten uns auf in Richtung Ausgang.

Ich hatte damals nicht die leiseste Ahnung, dass der Blonde mich sechs Monate später nackt sehen würde. Allerdings hatten er und ich noch ein paar weitere schicksalhafte Begegnungen, bis es so weit war.

Man darf Philippa auf keinen Fall auf meine erste Begegnung mit Matt ansprechen. Sie ist nämlich der Meinung, dass Matt nicht der Richtige für mich ist. Sie begründet das damit, dass ich bei dieser ersten Begegnung keine Engelschöre jublieren hörte und in meinem Unterleib kein Feuerwerk losging. Sie sagt immer: Wenn er deine Eingeweide nicht zum Zucken bringt, kannst du ihn vergessen. Sie spricht oft über zuckende Eingeweide.

Es ist merkwürdig. Meine beste Freundin Philippa ist die klügste Person, die ich kenne. Ihrem Vater gehört die Arztpraxis in Tiddlesbury, ihre Mutter lebt in Amerika und ist Lebensberaterin/Sexualtherapeutin (das steht tatsächlich auf ihrer Visitenkarte), und Philippa selbst arbeitet für die Lokalzeitung, sodass sie praktisch alles über alles weiß. Sie gibt erstklassige Ratschläge zu einer ganzen Reihe von Themen, aber von der Liebe hat die Gute leider keine Ahnung. Sie glaubt, mit der Liebe sei es wie in einem Roman beziehungsweise wie in einem Film mit Hugh Grant oder Sandra Bullock, und sie ist davon überzeugt, dass es möglich ist, dass zwei Menschen sich blind verstehen und in einer unplatzbaren Blase der Glückseligkeit zusammen alt werden. Ich weiß. Das ist lächerlich.

Trotzdem finde ich es toll, eine Beziehung zu haben. Wirklich. Matt ist mein allererster Freund, was ein bisschen peinlich ist. Aber es könnte schlimmer sein, schließlich habe ich ja noch die Kurve gekriegt. Und zumindest verhindert der Gedanke an Matt, dass ich über meinen Vater nachgrübele, während ich mich für die Arbeit fertig mache.

## 4

Ich arbeite in einer Arztpraxis. Dieser Satz klingt nicht gerade sexy, oder? Ich leite den Empfang in der einzigen Hausarztpraxis von Tiddlesbury, der von Philippas Vater. Das klingt einfach nicht spektakulär. Und es ist auch nicht wahr. Ich meine, im Grunde leite ich den Empfang, was auf den Umstand zurückzuführen ist, dass die andere Sprechstundenhilfe, Marge, sich vor allem drückt, was man als Arbeit bezeichnet. Aber ich bin nicht offiziell Empfangsleiterin. Im Prinzip bin ich in jeder Hinsicht Empfangsleiterin, außer vom Titel und von der Bezahlung her. Das ist nicht ideal, dennoch bin ich mir ziemlich sicher, es könnte schlimmer sein.

Ich liebe meinen Job, ein Umstand, der andere verwundert. Was? Den ganzen Tag mit mürrischen, kranken Leuten zu tun haben? So reagieren Freunde, wenn ich von meinem Job erzähle. Aber genau das gefällt mir daran. Nichts macht mich glücklicher, als wenn das Wartezimmer voller dahinsiechender, leidender Patienten ist. Und ratet mal, was ich dann mit denen mache! Ich bringe sie zum Lachen. Generell verrichte ich diese schwierige Aufgabe nicht selbst, sondern lasse sie von meiner umfangreichen Sammlung lustiger DVDs und dem Praxisfernseher erledigen. Die Leute kommen also zu uns und sehen aus wie das Leiden Christi. Das ist das Problem, wenn man krank ist, es kann einem ziemlich dreckig gehen. Ich meine, manche unserer Patienten stehen buchstäblich mit einem



Bein im Grab. Ich bin mir zwar nicht hundertprozentig sicher, weil ich noch nie von einer offiziellen Studie zu dem Thema gehört habe, aber ich bin davon überzeugt, dass Menschen ihre letzten Tage oder Monate oder Jahre nicht damit zubringen möchten, sich elend zu fühlen, sondern viel lieber damit, sich *Miranda* oder *Friends* oder *Only Fools and Horses* anzusehen.

Eigentlich muss ich diese Aussage relativieren, denn ich bin mir sicher, dass die Patienten noch lieber in einem offenen Cabrio durch Kalifornien cruisen oder mit einem Rum Punch auf einer Karibikinsel chillen würden, aber da die Umstände sie nun einmal in die Hausarztpraxis von Tiddlesbury verschlagen haben, kriegen sie eben die erste Staffel von *Absolutely Fabulous*, zumindest kriegen sie die heute.

Ich bin nun seit mehr als zwei Stunden in der Praxis, und bis jetzt gibt es keine Anzeichen für einen Überraschungsbesuch meines Vaters, dem Arsch. Gott sei Dank. Tatsächlich ist alles wie immer. Was bedeutet, dass wir gut zu tun haben, und jedes Mal, wenn ein bisschen Ruhe einkehrt, ziehe ich heimlich meine Schublade auf, um ein oder zwei Seiten in meinem Buch zu lesen. (Rosies Soap-Darsteller, Max Read – ich weiß, Rosie Read! Ich hoffe wirklich sehr, dass es mit den beiden hinhaut – ist ein heißer Typ. Er würde gut in meine Favoritenliste fiktionaler Lebensgefährten passen. Allerdings ist Rosie mehr und mehr besessen von dem Wunsch, dass Max ihr endlich einen Verlobungsring schenkt, und ich mache mir langsam ein bisschen Sorgen, dass sie mit ihrem gut aussehenden Kollegen etwas anfängt.) In meiner Schublade liegt außerdem eine Pralinschachtel von Lindt, die ich mir auf dem Weg zur Arbeit gekauft habe. Da ich bereits Kuchen zum Frühstück hatte, bedeutet das, mein Schokoladenkonsum

für heute ist ziemlich hoch. Aber ich fahre eine strikte »Ich darf mir alles gönnen, was ich will«-Taktik an Tagen, an denen ich vielleicht meinen Vater zu sehen bekomme. Ich habe Marge nichts von den Pralinen gesagt, weil ich zuerst heimlich ein paar davon naschen will. Marge schaltet bei Süßigkeiten nämlich auf Autopilot, und bevor man sichs versieht, sagt sie: Hier, Fan, das letzte Stück ist für dich. Das kann einen ziemlich abficken. Oh, und weil heute ein ganz normaler Tag in der Praxis ist, bietet Marge nicht an, uns einen Tee zu kochen. Marge macht nie den Tee. Marge und Teekochen ist ein Thema, von dem ich besser nicht anfangen.

Marge ist, offen gesagt, erstaunlich. Sie ist siebenunddreißig Jahre alt und wiegt über hundert Kilo, aber sie ist mit ihrer Figur rundum zufrieden. Tatsächlich ist sie mit ihrer Figur so zufrieden, dass sie sich für eine BBC-Dokumentation über mollige Frauen beworben hat. Obwohl, wenn ich BBC sage, meine ich BBC Three, und wenn ich Dokumentation sage, meine ich eine Sendung namens *Ich mag's rund*. Vor einer Weile war ein Filmteam hier, um Aufnahmen für eine Pilotsendung zu machen. Obwohl, wenn ich Filmteam sage, meine ich einen einzigen missmutigen Typen namens Dave, der das filmte, was ich inzwischen als »Der Tag, an dem Marge sich in Liz Taylor verwandelte« bezeichne. Marge hat ein hübsches Gesicht und eine fröhliche Ausstrahlung, und sie trägt immer Klammotten in schrillen Farben und schrägen Mustern, sodass ich mir manchmal Sorgen mache, dass sie damit Epileptiker verstören könnte.

Ich wünschte, Marge würde öfter den Tee zubereiten und seltener nach meinen Lindt-Pralinen greifen. Nichtsdestotrotz muss man sie einfach gernhaben, weil sie mit den härtesten Kriminellen verwandt ist, die wir hier in

Tiddlesbury haben. Ich glaube, es gibt eine Art Spiel, bei dem man jeden illegalen Drogenfund in Nunstone oder Tiddlesbury einem Mitglied aus Marges Familie zuordnen kann. Marge liebt mit zuckenden Eingeweiden einen Mann namens Tim, der etwas dubios ist. Er macht Haushaltsauflösungen, aber nicht von der offiziellen Sorte, wenn ihr versteht, was ich meine. Tim ist ungefähr in meinem Alter, glaube ich, und laut Marge ist er der schönste Mann, der jemals von Sperma gezeugt wurde. Ich bin Tim nie begegnet, obwohl ich viele intime Details über ihn weiß, die ich lieber nicht wissen würde. Die beiden haben erst vor Kurzem gemeinsam ein Haus gekauft. Auch etwas, über das ich jede Menge weiß.

Im Wesentlichen sitze ich also mit Marge am Empfang der Hausarztpraxis von Tiddlesbury und versuche, die Patienten zu betreuen, während Marge mir von den Fliesen in ihrem neuen Bad erzählt und davon, wo Tim seinen Finger platziert, wenn er sie zum Höhepunkt bringt. Aber es ist kein schlechter Ort zum Arbeiten. Ich bin hier recht zufrieden. Wir können schließlich nicht alle Superstars sein, und viele unserer Patienten, überwiegend Rentner, sind mir inzwischen sehr ans Herz gewachsen. Ich komme bei den Senioren ziemlich gut an, wenn ich das so sagen darf. Müsste ich jemals eine Armee aus dem Boden stampfen, würde diese fast ausschließlich aus kränkelnden, aber gewieften Achtzigjährigen bestehen und, so meine Prophezeiung, dem Gegner eine Höllenangst einjagen. Höchstwahrscheinlich würde diese Truppe von meiner Lieblingspatientin Doris angeführt werden, die in diesem Moment zur Tür hereinkommt.

»Oh, heute im Glitzerlook, Fanny!« Sie lächelt, als sie mich sieht.

»Guten Morgen, Doris.« Ich erwidere ihr Lächeln.

Es ist unmöglich, nicht zu lächeln, wenn Doris in der Nähe ist. Sie ist über achtzig und gerade einmal eins fünfzig groß, aber sie hat die größte Oberweite, die ihr je in eurem Leben gesehen habt, und ich kenne sie nicht anders als tipptopp gepflegt – gepudertes Gesicht, geschminkte Lippen, altmodische Nylonstrümpfe mit Naht, die immer perfekt sitzen, ein elegantes Kostüm und darunter ein kuscheliges Strickoberteil (je nach Wetter). Aber trotz ihrer tadellosen äußeren Erscheinung besitzt Doris das Mundwerk eines verstimzten Bauarbeiters, und sie liebt Partys. Ich vergöttere Doris. Jeder vergöttert sie. Doris ist die Großmutter des Mannes, der in meiner Jugend aus einer gewaltigen Höhe auf mich geschissen hat. Schade, dass Doris' Großherzigkeit nicht auf ihn abgefärbt hat – eigentlich jammerschade. Ich fände es nämlich toll, wenn Doris meine Schwiegeroma wäre. Doris weiß nichts von dem schäbigen Verhalten ihres Enkels – sie hebt ihren Stevie gern ein wenig auf den Sockel, und ich glaube, sie wäre bestürzt, wenn ich ihn herunterstoßen würde.

»Haben Sie schon gehört?«, fragt sie aufgeregt, während sie sich dem Empfang nähert.

»Was denn?«, erwidere ich strahlend.

»Jemand ist in das Rose Cottage eingezogen. Offenbar ein alleinstehender Schriftsteller«, schnattert sie weiter. »Fanny, das klingt wie der Anfang einer dieser Romane, die Sie immer lesen, nicht?«

»O ja, davon habe ich bereits gehört«, sage ich.

Das ist eine weitere Sache, wenn man in einer Arztpraxis arbeitet – sie ist der perfekte Ort für Klatsch und Tratsch. Da es sich bei dem Rose Cottage um das schönste Haus in Tiddlesbury handelt, ist es ausgeschlossen, dass es neue Bewohner hat, ohne dass Marge und ich darüber informiert wurden.

»Ich habe heute einen Termin bei Dr. Flemming«, sagt Doris. »Aber ich dachte mir, ich schaue ein bisschen früher rein, um mit meiner Lieblingsprechstundenhilfe zu plaudern.«

»Und, meine Gute, was haben Sie diese Woche so alles getrieben?«, frage ich sie.

»Nun, ich war nur auf dieser Beisetzung. Absolut grässlich. Keine Ahnung, was die Angehörigen sich dabei gedacht haben«, erwidert Doris, während sie es sich auf einem Stuhl gemütlich macht.

Und schon ist sie nicht mehr zu bremsen. Wenn Doris einmal in Fahrt ist, kann nichts sie in ihrer Beisetzungstrade aufhalten, die sie mit Leidenschaft und unablässiger Beharrlichkeit vorträgt. Derzeit ist sie schrecklich enttäuscht von der Art der Ausrichtung von Trauerfeiern. Sie sagt, wenn man einmal die achtzig überschritten hat, seien das die einzigen Partys, zu denen man noch eingeladen werde.

»Es gab nicht einen Tropfen Alkohol, Fanny! Nicht einmal einen Fingerhut voll. Mildred hat sich jeden Morgen um elf ihr erstes Glas Sherry gegönnt, und ihre Angehörigen richten eine alkoholfreie Trauerfeier für sie aus. Und dabei sind sie gut betucht, Fanny.«

»O nein, Doris. Was haben Sie gemacht?«

»Nun, ich hatte meinen Flachmann dabei. Wissen Sie, dasselbe ist mir nämlich schon einmal passiert, deshalb war ich gewappnet. Trotzdem, das hat mich ins Grübeln gebracht. Wenn ich das Zeitliche segne, möchte ich eine ordentliche Feier. Eine richtig große Sause. Je größer, desto besser. Ich möchte, dass alle sich betrinken und bis in die Puppen zu Rod Stewart tanzen. Und ich möchte Schweinefleischpastete und Schinkensandwiches. Und billigen Schampus und Portwein. Aber kein Bier, Fanny. Es

ist mir egal, wenn die Männer sich beschweren. Von Bier müssen sie nämlich immer furzen. Ich möchte eine richtige gute alte Party.«

»Wird es einen Dresscode geben?«, frage ich. Ich liebe Dresscodes.

»Oooh.« Doris nickt. »Lassen Sie mich überlegen ...«

Sie schürzt die Lippen und zieht die Stirn in Falten. Sie denkt wirklich gründlich über den Dresscode nach.

Marge nutzt Doris' Redepause, um vernehmlich zu seufzen. Oh-oh. Ich glaube, ich weiß, was gleich kommt.

»Wie gern hätte ich jetzt einen Tee«, sagt sie, in ihrem wehmütigen »Ich hatte in meinem ganzen Leben noch nie eine Tasse Tee«-Ton.

Na bitte. Der Fluch meines Berufslebens. Dies hier ist Marges erste »Wie bringe ich Jenny dazu, einen Tee zu kochen?«-Taktik. Gleich wird eine Ausrede folgen, warum sie nicht selbst aufstehen kann, um den Wasserkocher anzustellen.

»In meinem Rücken zwickt es wieder, sonst würde ich ja selbst gehen und uns beiden einen leckeren Tee machen. Auuu.« Das Auuu wird von einem schmerzvollen Zusammenzucken begleitet. »Das zwiebelt vielleicht.« Sie wimmert, als würde sie Qualen leiden. »Aua«, fügt sie vorsichtshalber hinzu.

Und das ist ungefähr so viel, wie ich aushalten kann. Ich stehe auf. Ich weiß. Ich bin schwach. Ich falle schnell um. Es endet immer damit, dass ich den Tee koche.

»Okay, ich mache dir einen Tee«, sage ich.

Ich nehme mein Handy und mein Buch aus der Schublade, schnappe mir Marges Tasse und mache mich auf den Weg in die Küche.

»Oh, Fanny, ich danke dir«, haucht sie, als hätte ich sie gerade aus einem brennenden Gebäude gerettet.

In der Küche schalte ich das Radio und den Wasserkocher an und versuche, ein paar Seiten in meinem Buch zu lesen, bevor das Wasser kocht. Im Radio läuft ein Song von Rihanna. Ich schicke mich gerade an, Rihannas Hüftschwung zu imitieren, als Marge den Kopf zur Tür hereinsteckt. Ich erstarre mit ausgestrecktem Hintern, mein Buch in der Hand.

»Ich liebe diesen Song«, sage ich zur Erklärung.

»Das kann ich sehen«, erwidert sie. »Da ist eine Frau, die nach dir fragt.«

Sie verschwindet wieder. Wir dürfen den Empfang nicht unbeaufsichtigt lassen. Ich werfe einen kurzen Blick ins Wartezimmer, aber ich kann dort keine Frau entdecken, die nach mir gefragt haben könnte.

»Sie ist rausgegangen«, informiert Marge mich.

Ich öffne die Praxistür und sehe auf die Straße hinaus.

Ach du dickes Ei! Sogar ein ganzes Paket voller dicker Eier. Draußen auf dem Gehweg, umgeben von furchtbar viel Gepäck, steht meine Mutter. Von meinem Vater ist weit und breit nichts zu sehen. Nur meine Mutter ist da, ein bisschen dünner als sonst, sodass ihr langer blauer, vorn geknöpfter Rock und die rosa Strickweste etwas zu groß an ihr wirken. Ihre schulterlangen hellbraunen Haare hängen ungekämmt herunter, ihre Augen sehen müde und wach zugleich aus.

»Wo ist Dad?«

»Bei der Arbeit, nehme ich an. Oder vielleicht bei seiner Geliebten.«

»Dad hat eine Geliebte?«, wispere ich.

»Ja, und ich habe mir gedacht, ich komme zu dir. Wir könnten uns ein bisschen amüsieren.«

»Was?«

»Amüsieren.« Sie hebt die Schultern in Richtung Oh-

ren und lächelt. »Und miteinander quatschen. Es gibt so vieles, über das wir reden sollten. Kann ich eine Weile bei dir bleiben?«

Ich stehe da und starre sie mit offenem Mund an. Amüsieren und quatschen? Ist sie jetzt übergeschnappt?

»Aber ... aber ... ich wohne über einem Imbiss. In Tiddlesbury.«

»Hast du was dagegen, wenn ich zu dir komme?«

»Na ja ... nein, natürlich nicht. Aber ... aber ...«

»Was?«

»Was ist mit deiner Arbeit?«

Meine Mutter arbeitet ehrenamtlich. Sie ist eine großartige Spendensammlerin für ein örtliches Hospiz.

»Ich habe meinen Part an jemand anderen übergeben. Ich brauche etwas Zeit für mich. Gut. Kann ich das Gepäck hier bei dir lassen? Ich muss dringend zum Friseur.«

Mein Leben scheint kopfzustehen.

»Okay.«

»Super. Dann werde ich mich als Erstes um meine Haare kümmern. So kann ich mich schließlich nicht amüsieren gehen, oder?«

Ich schüttele den Kopf. Da ist was dran.

»Dann sehen wir uns wahrscheinlich in ein paar Stunden wieder. Ich brauche nämlich eine neue Farbe.«

Und damit zieht sie los, und ich meine, sie hüpfte sogar ein wenig die Straße entlang. Es ist noch nicht einmal Lunchzeit, und der Tag hat sich jetzt schon zum Bizarren gewendet. Zwei Koffer und ein Rucksack! Wie lange beabsichtigt sie zu bleiben? Mein Vater hat eine Geliebte, und meine Mutter ist gekommen, um bei mir unterzukriechen. Mein Vater hat eine Geliebte, und meine Mutter ist gekommen, um bei mir unterzukriechen. Selbst wenn ich es im Geiste wiederhole, klingt es noch unglaublich. Ich



hänge mir den Rucksack um und schleppe die zwei Koffer in die Praxis. Mein Vater hat eine Geliebte, und meine Mutter ist gekommen, um bei mir unterzukriechen. Nein, immer noch bizarr.

»Was zum Teufel ...?«, ruft Marge, als sie mich sieht.

»Frag nicht«, erwidere ich und schleife das Gepäck in die Küche.

Als ich einen Moment für mich allein bin, schließe ich die Augen. Ich zittere am ganzen Körper, und ich spüre ein Flattern hinter meinen Augen, das in mir das Bedürfnis weckt zu weinen. Ich muss meiner Mutter in dieser Situation beistehen. Was ich ja auch mache. Trotzdem wünschte ich, das würde nicht passieren. Ich mag mein Leben, wie es ist, wie es war, getrennt von meinen Eltern, getrennt von meiner Vergangenheit.



Lucy-Anne Holmes

**Wer braucht schon Schmetterlinge im Bauch?**

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 448 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-38270-5

Blanvalet

Erscheinungstermin: April 2014

Schräg, witzig und herrlich unanständig!

Jenny Taylor ist glücklich! Sie hat ihr Leben im Griff, mit Philippa die beste Freundin, die man sich wünschen kann, und ihr Freund, der hinreißende Matt, hat sie endlich um ihre Hand gebeten. In dieses Idyll platzt ausgerechnet Jennys Mutter. Doch statt ihrer Tochter bei den Hochzeitsplanungen zu helfen, ist sie mehr daran interessiert, zu feiern und Jennys Weinvorrat zu leeren. Und dann stellt sich auch noch Philippa quer, denn für sie ist klar: Matt ist der Falsche! Einziger Lichtblick ist natürlich Matt. Und vielleicht der Typ aus der Apotheke, der, im Gegensatz zu ihrem Zukünftigen, Schmetterlinge im Bauch auslöst ...